

„I, myself, know absolutely nothing about being Butch.“¹

L Words
Text: Lukas Graf
Berlin, 2025

Dieser Satz aus Clark Henleys *Butch Manual* entspricht auch meiner eigene Sprecher*innenposition. Und trotzdem finde ich in Ju Aichingers Werkkomplex *to be or not to be (butch)* (2025) meinen eigenen *urge to be butch*. Vielleicht, weil ich darin eine Art von „in-betweenness“² fühle, die ich nur schwer in Worte fassen kann. Ein Dazwischen, das offenkundig vor mir steht und sich gleichzeitig verflüchtigt, sobald ich versuche, es zu beschreiben. Vielleicht steckt dieses Dazwischen in Begriffen, die ich *L Words* nenne. Sie sind historisch bedeutsam, heute jedoch so obsolet, dass wir das L davor kaum noch auszusprechen wagen. Das originale L Word bedeutet natürlich – Achtung, *I'm about to say it* – lesbian und bezieht sich auf die gleichnamige Fernsehserie, die kein unbedeutender Referenzpunkt – oder besser Fluchtpunkt? – in unserem ziemlich gleichzeitigen *coming of age* und *coming out* war. Das Kind nicht beim Namen zu nennen, bedeutet also das Anwenden einer Chiffre und die damit einhergehende Unsichtbarmachung derselben gleichermaßen: „You're really...? The L-word? Lord God, I never met one before.“³

Das Dazwischen ist kein statischer Zustand, sondern ein Prozess, ein *coming into being* (einem *coming out* vielleicht gar nicht so unähnlich). Noch nicht mal ein in die Welt geworfen *sein*, sondern ein in die Welt geworfen *werden*; das einhergeht mit dem Bewusstsein, nirgends angekommen zu sein, und wahrscheinlich auch nie ankommen zu wollen. Mein Blick schweift erneut über die Hosenbeine mit ihren riesigen Schuhen aus Keramik. Sie sind eigentlich gar kein dazwischen, sondern stehen mitten im Raum, lassen sich weder umformen noch wegdenken. Und trotzdem bleibt etwas unausgesprochen, oder unangesprochen. Die Hosen sind letztendlich nur das Negativ der Körper, die sie getragen haben und die jetzt nicht (mehr) anwesend sind. Positive Körper, die nicht mehr da sind. *Sounds familiar*. In diesem Sinne

also *bodies that do not matter*? Doch, aber als Zeichen, und nicht in ihrer materiellen Form.

Denn selbst die materielle Körperlichkeit bildet sich hier lediglich als Zeichen ab. Die Hosen sind aus Second-Hand-Läden, kommen aus zweiter, dritter, vierter Hand, sind also ohnehin nicht nur *einem* Körper zuzuweisen. Sie wurden anprobiert, gekauft, ausgewaschen, abgetragen, weggegeben und werden hier ein letztes Mal recycled. Jetzt kleben sie fest und liegen am Boden. Ihre Vergangenheit sieht man ihnen nicht an, der Zukunft verweigern sie sich. Nicht nur, weil sie unbeweglich und statisch geworden sind, sondern auch, weil ihre Pose das nicht erlaubt. Ein paar Hosen liegen ineinander verschlungen, imitieren den *straighten* Fetisch des *Scissorings*, fast so, als sähe niemand dabei zu. Andere liegen alleine da, chillen bloß. Aber keine von ihnen wartet auf Zuneigung, schon gar nicht auf Intimität. Die Hosen wollen eigentlich nur in Ruhe gelassen werden. Nicht *top* und nicht *bottom*, nicht *down to fuck*, eher so: *Fuck you*. Der Sex fand ohnehin bereits im Atelier statt, wo sie mit Textilhärter einmassiert und dadurch steif wurden. So, als hätten sie aus Versehen Viagra genommen und wären jetzt endlos erigiert, ganz ohne Anlass, Affekt, Intimität. Einfach nur steif. Das macht sie noch mehr zum Symbol. Ihre Bedeutung ist nicht wandelbar oder performativ, sondern wird als Statement in den Raum gesetzt und versteinert ebenda.

Aber dennoch, das Wissen über dieses Symbol bleibt unsicher, irgendwie fragil. Die Hosen werden zum *L Word*, das nicht in den Mund genommen wird. Es erschließt sich nicht, obwohl es doch mitten im Raum für alle lesbar gemacht wurde. Gleiches gilt für die Fotos der bedruckten Shirts. „Lesbische Leitkultur“ ist darauf zu lesen, ein weiteres *L Word*. Jacques Derrida hat Anführungszeichen als Präservative des Sprechakts bezeichnet. Wir verwenden sie,

1 Clark Henley, *The Butch Manual* (The Sea Horse Press, 1982), Vorwort.

2 Ebd.,

3 Lucille M. Bailey, „Still More on 'X-Word',“ *American Speech* 70, no. 2 (1995): 222, <https://doi.org/10.2307/455820>.

um uns die Worte vom Leib zu halten, um die Sprache vor Ansteckung zu schützen.⁴ Die Körper auf den *product shots* verhalten sich ähnlich. Keine*r lässt das schambehaftete und gerade deshalb so begehrte Leitmotiv klar erkennen. Das Shirt wird ausgezogen, die Botschaft gewissermaßen vom Körper losgerissen. Sie liegt in Falten über den Köpfen seiner Träger*innen, die eigentlich plakative Aufschrift wird damit unkenntlich. Stattdessen ist der Körper jetzt selbst Bedeutungsträger, der Akt des Loslösens die eigentliche Leitkultur. Körperlichkeit wird hier sichtbar, diesmal nicht als starres Symbol, sondern in seiner materiellsten Form: Narben einer *top surgery*, Bauchnabelpiercings und Tattoos lassen queere Körper erkennen, deren Identität in sie eingeschrieben ist.

Und doch ist das Foto nicht *real* genug, dient mehr als situierte Momentaufnahme denn als akkurate Repräsentation einer komplexen Realität. Rainald Goetz schreibt irgendwann in *Rave*, dass er einen Film machen will, „über unser Leben, über das Feiern, die Musik, wie alles wirklich war.“ Unmittelbar danach fragt er: „Aber wie war alles wirklich?“⁵ Das frage ich mich auch. Weil ich hier genau genommen keinen Text über eine Ausstellung, sondern über unser Leben schreibe, das hier (auch) ausgestellt wird. Deswegen bleibt hier alles stellvertretend, andeutend, symbolhaft. Eben irgendwo zwischen Abbild und Realität. Ausstellen heißt immer auch ausschlagen, und wahrscheinlich wird die lesbische Leitkultur genau hier als Problemfeld relevant. Was will sie also? Alice Weidel weiß vielleicht weiter. Ein Kuss zwischen zwei Frauen ist im Sinne einer Leitkultur nicht per se normal, sondern erst dann, wenn sich daraus ein kollektives und binäres ‚Wir‘ ableitet, das andere dezidiert ausschließt. Die Homosexuellen werden zum Aushängeschild für die homogene Nation. Als unausgesprochenes *L Word* wird die Leitkultur zur LK, dreht man das um, wird sie zum KL. Ihr Schattenbild ist der totale Faschismus, und diese Umkehrung will ich natürlich im übertragenen Sinne verstanden wissen. *But still*: Der (dezidiert antifaschistische) Autor einer ethnographischen Studie über schwule Männer in der AfD beschreibt seine Positionierung als Forscher zusammenfassend „zwischen *agree to disagree* und *becoming fascist*“⁶ Noch so ein Dazwischen. Wenn rechtsextreme Ideologie also Queerness sublimiert und damit auch noch Erfolge feiert, sollten wir uns vielleicht die Frage stellen: *We might be queer, aber who cares?*

Wie so oft liegt die Definitionsmacht nicht bei uns. Manche feiern uns als endlose *pride parade*, andere verdammen uns als *lost cause*. Ob Himmel oder Hölle, beides scheint mir eher moralisches Urteil denn queere Utopie zu sein. Wie also ausbrechen aus dem „prison house“ des „here and now“?⁷ Materialistisch gesprochen braucht es vielleicht genau die klare und beklemmende Definition einer lesbischen Leitkultur, damit wir sie gleichzeitig abschaffen können. Diese dialektische Verbindung beschreibt Monique Wittig in ihren Gedanken zum straighten Denken als Klassenkampf: „Der Klassenkampf zwischen Frauen und Männern, den alle Frauen aufnehmen sollten, löst die Widersprüche zwischen den Geschlechtern auf, und hebt sie in dem Moment auf, in dem er sie begreifbar macht.“⁸ Ohne gesellschaftliche Bewusstwerdung kann es also keine Aufhebung unterdrückender Mechanismen und Ordnungen geben. Vielleicht liegt darin das Potential der lesbischen Leitkultur? Wir verschleiern sie nicht mehr als *L Word*, setzen sie nicht in distanzierende Führungszeichen, sondern nehmen das Präservativ ab, spritzen alles voll und überall hinein. Genau das macht *to be or not to be (butch)*, indem es jede Lücke füllt und mit Referenzen übersättigt. Und mitten in diesem Rausch, der von I-♥-Berlin-Schlüsselanhängern, Riesen-Crocs aus Keramik und *sad boy emo vibes* heraufbeschworen wird und jeden Moment zu einem *bad trip* werden könnte, merken wir, dass uns das Dazwischen des Alltags gar nicht mehr kümmert, wir stattdessen irgendein anderes Dazwischen, ein *next level*, einen *higher state of being* zu erreichen glauben. Ob es gelingen wird, wissen wir aktuell noch nicht: „No one said that becoming Butch would be easy.“⁹

4 Vgl. Jacques Derrida, „Die Rhetorik der Droge“, in *Auslassungspunkte: Gespräche*, hrsg. von Peter Engelmann, übersetzt von Karin Schreiner (Passagen Verlag, 1992), 418. Siehe auch Brigitte Weingart, *Ansteckende Wörter: Repräsentationen von AIDS* (Suhrkamp, 2002), 81.

5 Rainald Goetz, *Rave* (Suhrkamp, 1998), 23.

6 Patrick Wielowiejski, *Rechtspopulismus und Homosexualität: Eine Ethnografie der Feindschaft* (Campus Verlag, 2024), 82. Hervorhebung im Original.

7 José Esteban Muñoz, *Cruising Utopia: The Then and There of Queer Futurity* (New York University Press, 2009), 1.

8 Monique Wittig, *Das straighte Denken* (Merve Verlag, 2023), 22.

9 Clark Henley, *The Butch Manual*, 19.